Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 105 (1979)

Heft: 35

Illustration: [s.n.]

Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nächste Sommerpause Freitagabendreprisen sämtlicher Stummfilme mit Mae West vorschlagen.





ova Urtrüeb

bsunders guet

merferienrummel betrogen sehen. Sie verbringen bald ihre Tage auswärts und lassen abends von der Kastanienbaumgrenze herab auch die übrigen benachteiligten Feriengäste an den deutsch-schweizerischen Programm-Segnungen via mitgeschleppte Fernsehkisten akustisch teilhaben.

Während das letzte Tageslicht in rosa angehauchtem Gold hinter dem dunkelsamtenen Kulissenrand der italienischen Berge verglüht und mein kleines Windlicht an immer schärfer abgegrenzten Schatten der Terrasse entlangzüngelt, erschallt plötzlich durch die sommerliche Stille des Freitagabends Tarzans kunstvoll gebrochener Urschrei, saust an unsichtbaren Lianen hangabwärts durch dunklen Sommerflieder und blaue Hortensienbüsche, schwingt sich über Dorfplatz und Grotto hinaus, den Kirchenhügel empor, zerschellt am gelbgrauen Gemäuer der protzigen Kirche und kommt als kleinlautes Echo zurück, während oben am Waldrand bereits das dumpfe Trampeln einer ganzen Elefantenherde losgebrochen ist und durch das ausgetrocknete Bett des Dorfbachs poltert.

Es ist nicht meine Absicht, das Fernsehen DRS für die Manieren seiner «Kunden» verantwortlich zu machen. Aber als unfreiwilli-

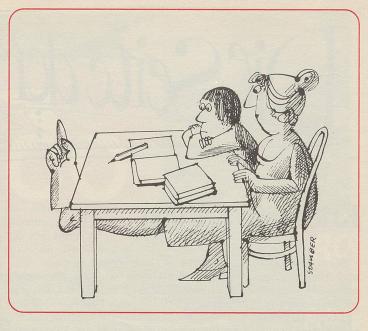
Schreiben ist Gold

«Willst du einen Brief, so schreibe einen Brief!» Das ist ein Spruch aus einer Zeit, die geradezu prähistorisch anmutet, gemessen am rasanten Wechsel unserer von der Technokratie diktierten Lebensgewohnheiten. Nicht, dass mir der oben zitierte Spruch jemals eingeleuchtet hätte, denn es gab schon immer Schreibfaule, die sich ums Antworten drückten. Aber seit Jahrzehnten bilden wir uns ein, keine Musse mehr zu finden für den schriftlichen Verkehr. Damit ist die Kunst des Briefeschreibens verlorengegangen. Ich weine ihr postum eine bittere Träne nach.

«Sag's doch schnell per Telefon!» Das ist der Slogan, mit dem die PTT wirbt. Er entspricht der Dynamik des modernen Menschen, der glaubt, gleich drei Dinge im selben Atemzug tun zu können – oder zu müssen. Sie meint's schon recht, die PTT, deshalb verwendet sie ja auch das Wörtlein «schnell». Es gibt genug des Geschäftlichen, des unaufschiebbar Dringlichen, der Berichte und Anfragen auch im privaten Bereich, die einer sofortigen Antwort bedürfen. Also nichts gegen das Telefon! - Wir brauchen es. Ob wir es aber nicht missbrauchen? Ganz abgesehen davon, dass es uns, wann und woher auch immer, mit seinem beharrlichen Läuten zu sich heranzwingt, verleitet es uns zu mancherlei Unfug. Hand aufs Herz: Wie oft sitzen wir eine halbe Stunde oder länger mit dem Hörer am Ohr da und schwatzen? Wenn wir nachträglich den Gehalt des Gesprächs zusammenfassen, hat er in drei Sätzen Platz. Wie oft hören wir nur mit halbem Ohr zu und überlegen uns das Was und Wie unserer nächsten Schilderung für den Fall, dass der Gesprächspartner die Gnade hat, seinen Redeschwall zu unterbrechen?

Das alles - und Uebleres gibt es beim Schreiben nicht. Schon nach wenigen Sätzen zaubert einem die Vorstellungskraft (sie entfaltet sich in der Stille) den Briefempfänger vors geistige Auge. Man konzentriert sich auf ihn, man «spricht» zu ihm. Man verbringt die Zeit des Schreibens in seiner Gegenwart. Der eigene Gewinn ist ungleich grösser als beim Telefonieren.

Eines Tages bekommt man selbst einen Brief. Schon die Tatsache, dass er lautlos und geduldig im Kasten wartet, bis ger Zuhörer würde ich für die man sich seiner annehmen kann,



spricht für ihn. Etwas vom Wichtigsten ist es nun, nicht stehend den Umschlag aufzureissen und in Eile die Zeilen zu überfliegen. Das Briefelesen will zelebriert sein. Wo ist der Brieföffner? Wo die weiche Sofaecke? Fehlt noch die Vision des Absenders. Sie stellt sich ein, sobald man zu lesen beginnt. Nach der Lektüre lässt man den Brief sinken, sinnt nach, liest ihn nochmals, und am Abend - kaum zu glauben - liest man ihn ein drittes Mal, denn nun möchte man auch noch wissen, was zwischen den Zeilen steht.

Etwas für die ewig Vielbeschäftigten: Das ganze Jahr über unterstützt man den Kartenverkauf wohltätiger Institutionen. Das Material häuft sich und schreit nach Verwendung. Mein Rezept: Hierhin und dorthin, nach hüben und drüben schnell ein paar Zeilen. Die Präliminarien und alle Floskeln weg-lassen. Nur das Wichtigste festhalten, aber fröhlich lustig - auf jeden Fall echt und so, wie man's denkt. Das ist nicht nur ein Lebenszeichen, sondern macht Spass, besonders, wenn die Partner «mitspielen», und lässt den Kontakt nicht abreissen. Wer weiss, wieviel schlummernde Schreibtalente geweckt würden, beherrschte uns nicht das Telefon als beinahe alleiniges Kommunikationsmittel.

Uebrigens: ein Brief an jeden Ort innerhalb der Landesgrenze kostet den vergleichsweise bescheidenen Betrag von vierzig Rappen.

Es war einmal ...

Photokopieren. Seither geht mir Form.

der «verkaufte Josef» nicht mehr aus dem Sinn. Meine Brüder hüteten auch Vieh. Sie waren drei, nicht elf. Der kleine Bruder wurde nicht verkauft, sondern er musste fort, zu einer andern Bauernsame. Es ging um den grossen Hof. Wer sollte ihn erben? Jean war frisch konfirmiert, also fort mit ihm, in die französischsprechende Schweiz! Er war der Liebling der Mutter, weil er einen Kopf kleiner war als seine grossen Brüder. Damals lernten die Bauernsöhne keinen Beruf, sondern blieben als ledige «Vettern», als unbezahlte Knechte, auf dem Hof. Es gab einen Ausweg: die Heirat auf einen Hof, wo die Tochter Hoferbin war. Bei uns überliess der älteste Bruder dem zweitältesten den Hof und heiratete eine Bauerntochter mit Bauerngut. 1930 war ich schon verheiratet. Mir, wie den andern, schrieb der kleine Bruder Heimwehbriefe aus dem Welschland. Ich teilte seine Sehnsucht nach dem Dörfchen, den Tieren und den alten Kammern.
Als der Hoferbe 70 Jahre alt

wurde, lud er alle Geschwister mit Ehegatten zu sich ein. Es war ein kalter Tag. Um so mehr freuten wir uns, in der warmen, geräumigen Stube wie «einst» versammelt zu sein. Auch der «verdrängte Jean» war mit seiner noch sehr schönen Frau dabei. Er redete sogar manchmal französisch dazwischen! Er war im französischsprechenden Jura geblieben, so wie Josef in Aegypten geblieben war. Er kam später zu Besitz. Doch schlummert heute noch ein nagendes Heimweh nach den alten Pfaden und Wäldern in

Was sich vor Jahrtausenden Kürzlich gab mir eine meiner abgespielt hat, wiederholt sich Schwestern einen alten Brief zum heute – in etwas abgeänderter Rosel Luginbühl